

Kino in Kürze Heiliger Bill

Er trinkt, er verwettet sein Geld beim Pferderennen, er lebt in einem vermüllten Haus in Brooklyn. Und er hat fast immer schlechte Laune. Als Babysitter ist der Rentner Vincent (Bill Murray) also eigentlich denkbar ungeeignet. Doch wer Darsteller Murray als Wettermoderator in „Und täglich grüßt das Murmeltier“ oder als Tokio-Tourist in „Lost in Translation“ gesehen hat, den dürfte auch seine Verwandlung in der Tragiko-

modie „St. Vincent“ (Buch und Regie: Theodore Melfi) nicht überraschen: Der Misanthrop hat natürlich ein großes Herz. In diesem Fall entdeckt es der Nachbarsjunge Oliver (Jaeden Lieberher), der nach der Schule von Vincent beaufsichtigt wird. Zum Entsetzen von Olivers Mutter (Melissa McCarthy) nimmt der alte Mann das Kind mit zur Rennbahn oder in die Kneipe. Der entspannte Umgang mit dem Jungen ist möglicherweise nicht mal gespielt: Im wahren Leben ist Murray Vater von sechs Söhnen. mwo



Murray, Lieberher in „St. Vincent“

Nur nicht die Wut verlieren

In diesem Film gibt es eine Menge offener Rechnungen. Am Ende sind alle beglichen und viele Menschen tot. Die schrille argentinische Sozialsatire „Wild Tales“, die als einer der Favoriten für den Auslands-Oscar gilt, feiert ein Gefühl, das einen schlechten Ruf hat: Rache. Regisseur Damián Szifron zeigt, wie dünn die zivilisatorische Schicht unserer Gesellschaft

ist. In diesem Film revanchiert sich jeder, der sich ungerecht und schlecht behandelt fühlt, ohne Rücksicht auf Verluste für erlittene Schikanen. Szifron erzählt, wie ein Musiker all jene in den Tod schickt, die seine Karriere verhindert haben, wie sich zwei Autofahrer auf einer Landstraße erbittert bekämpfen. Mit maliziösem Humor beschreibt er Menschen, die sich das Leben zur Hölle machen – und schließlich zusammen darin umkommen. lob



Szene aus „Wild Tales“

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Das Gute des Lästigen



Nun, kurz bevor der Weihnachtsbaum auf dem Bürgersteig landet, ein vorletztes Wort zu Problemen: Sie können hochwillkommen sein. Gerade dann, wenn die Welt, die wir uns basteln, auf vollendetes Wohlwollen abgestimmt ist, auf gemeinsame Wanderungen durch Komfortzonen aller Art, ist ein reales Problem die Rettung vor der

Enttäuschung. Denn nichts ist so gewiss wie diese, wenn wir es mal richtig schön haben wollen, vor allem mit Menschen, die wir und die uns zu gut kennen, um dem illusionären Zauber allseitiger Harmonie länger als eine Adventskerzenlänge (und ich denke an kleine Kerzen!) zu erliegen. Die Rettungsdienste, die Telefonseelsorge und die psychiatrischen Abteilungen der deutschen Krankenhäuser können ihr Lied davon singen, aber niemand hört ihnen zu, bevor die Neujahrskracher verkohlt sind: Der Mensch ab elf ist nicht dafür gemacht, durch Geschenkpapier zu waten und in Liebe zu baden. Er muss etwas zu kritisieren haben, um sein inneres Gleichgewicht zu halten, und Perfektion fordert ihn heraus – zu Unmut, Langeweile oder Selbstkritik, was im Ergebnis gleichermaßen düster ist. Nichts geht also in diesen schweren schönen Tagen über eine ganz kleine Naturkatastrophe, einen leichten Autounfall oder eine defekte Spülmaschine: Schon muss man improvisieren und sich über Realien verständigen, schon muss gebastelt und gewerkelt werden, lassen sich Konkurrenzgefühle und Besserwisserei, Nervosität und Aggression unanständig ausleben.

Aus diesem Blickwinkel sind Gespräche unter Verantwortungsträgern schlecht geplant. Abrüstungsverhandlungen, Umweltkonferenzen, Finanz- und Krisengipfel: Verlässlich ist die Kulisse märchenhaft und die Küche in Höchstform, sind alle Wege von touristischen Nörglern befreit, und ein Heer von gut geschulten Bediensteten steht mit warmen Badetüchern an jeder kühlen Ecke des Dachpools bereit. Da kann gar nichts schiefgehen, und das ist schade. Denn wenn es wirklich große Probleme zu lösen gibt, muss man da nicht mit kleinen beginnen – und zwar mit solchen, die abseits vom Wege liegen, lästig, störrisch, scheinbar unproduktiv? Ein ordentlicher Wasserrohrbruch, bei dem Putin mit der Rohrzanze werkelt und Obama ihm assistiert – der würde vermutlich mehr Fortschritt in der Weltpolitik generieren als ein Sechsgänge-Menü im klimatisierten Rokokosaal. Auch ein Komplettausfall des Personals, der David Cameron dazu brächte, mit Angela Merkel ein Dinner zu improvisieren, mit François Hollande an der Soßenfront und Shinzo Abe an der Salatschleuder: Da würde zwanglos jene unkomplizierte Nähe gestiftet, die in der störungsfreien Atmosphäre eben nicht entstehen kann, da jeder damit beschäftigt ist, keinen Fehler zu machen und seine Idiosynkrasien zu pflegen. Beim Zwiebelschneiden lässt sich besser reden, weil das Reden nicht die Hauptsache ist; gibt es nicht aus diesem Grund überhaupt noch Gerichte mit Zwiebeln?

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Dirk Kurbjuweit an der Reihe, danach Claudia Voigt.